

Die Elektrizität in der Heilkunde.

Die Elektrizität ist auf ihrem Siegeslauf in alle Gebiete menschlicher Tätigkeit eingedrungen. Ringsum aber hat sie wohl solche Triumphe gefeiert, wie in der Heilkunde. Heute ist die Anwendung elektromedizinischer Apparate so mannigfaltig und einfach, daß nicht nur der gut zahlende Patient, sondern auch der Arbeiter aus ihrer segensreichen Wirkung Nutzen zu ziehen vermag.

Die geläufigste Anwendungsform elektrischer Energie ist die der Röntgen- oder X-Strahlen. Ihre noch nicht zwei Jahrzehnte zurückliegende Entdeckung hat in der Krankenheilunde große Umwälzungen hervorgerufen. Ihre Eigenschaften, feste Körper mehr oder weniger gut zu durchdringen und dadurch ein deutliches Bild, beispielsweise des Körperinneren, zu geben, ist für den Arzt von größter Wichtigkeit. Man kann nicht nur Fremdkörper im Organismus, Knochenbrüche und dergleichen feststellen, sondern auch die Form und Funktionen innerer Organe beobachten und auf der photographischen Platte festhalten.

Die Erzeugung der Röntgenstrahlen ist auch unter den Laien ziemlich allgemein bekannt. In einer kugelförmig ausgebauchten Glasröhre (der Röntgenröhre), die fast luftleer gemacht ist, befinden sich drei Metallstäbe: die Anode und die Kathode, die sich gegenüberstehen, und die dazwischen befindliche Antikathode. Diese Scheiben sind mit Metalldrähten in die Röhre eingeschmolzen und stehen außerhalb der Röhre mit der elektrischen Leitung in Verbindung. Wird nun Strom von hoher Spannung durch die Leitung geschickt, so sendet die Kathode Strahlen aus, die von der Antikathode rechtwinklig abgelenkt werden. Treffen diese auf den menschlichen Körper auf, so werden sie von den Haut- und Fleischteilen leicht durchgelassen, während die Knochen oder aber Fremdkörper ihnen den Durchschlag verweigern. Auf einem vorgehaltenen sogenannten Leuchtschirm oder auf der photographischen Platte zeichnet sich dann das Bild der durchdringenden Strahlen hindurchgehenden Teile. Selbstverständlich verwendet man heute kaum die beschriebene primitive Röntgenröhre; vielmehr ist sie ihrem jeweiligen Verwendungszweck angepaßt und mit den verschiedensten Zusatzvorrichtungen ausgestattet worden.

Röhren mit stark verdünnter Luft erzeugen harte Strahlen, die die Eigenschaften haben, in die Tiefe des Körpergewebes einzudringen und dort heilend zu wirken. Man wendet sie für Tiefenbestrahlung in der Onkologie, bei Krebs, neuerdings bei Lungentuberkulose an. Weiche Röntgenstrahlen, aus weniger luftleeren Röhren stammend, dienen zu Durchleuchtungen und photographischen Aufnahmen. Diese Strahlen wirken aber, im Gegensatz zu den harten, in großen Mengen sehr schädigend auf die Hautoberfläche ein, indem sie dort bösartige Geschwüre hervorrufen. Um sich gegen die Einwirkungen der Strahlen zu schützen, ordnet man die Röntgenröhre hinter Schutzwänden aus Blei an und trägt Gesichtsmasken, Handschuhe und Schürzen aus Bleigummi. Die photographische Aufnahme eines Röntgenbildes erfolgt bei vollem Tageslicht; die photographische Platte befindet sich in einer lichtundurchlässigen Kassette, durch die die Strahlen hindurchdringen. Bei Durchleuchtungen wird in verdunkelten Zimmern gearbeitet; das Röntgenbild zeigt sich dann auf dem Leuchtschirm. Die Strahlen können durch Magen und Darm leicht durchtreten; um auch diese im Bild festzuhalten, werden sie mit einer Bismutpaste gefüllt. Kranke Veränderungen lassen sich so leicht feststellen. Große Fortschritte hat in der letzten Zeit die Röntgenkinematographie zu verzeichnen. Durch geeignete Anordnungen ist es möglich, die Bewegungsvorgänge an inneren Organen — Herz, Magen usw. — genau zu verfolgen und sogar auf Films zu bannen.

In zweiter Stelle unter den in der Heilkunde verwendeten elektrischen Apparaten stehen die sogenannten Hochfrequenzapparate. Der elektrische Strom löst im menschlichen Körper bekanntlich starke Reize aus, die unter Umständen den Tod herbeiführen können. Diese Eigenschaften besitzen aber nur Gleichströme und Wechselströme von niedriger Frequenz, d. h. geringer Polwechsel- oder Schwingungszahl, wie dies bei den meisten elektrischen Zentralen der Fall ist. Wechselströme von sehr hoher Frequenz, wie diese z. B. in der drahtlosen Telegraphie Verwendung finden, üben derartige Reizwirkungen dagegen nicht aus; sie wirken nur in der Tiefe des menschlichen Körpers. Es wird durch sie eine

intensive Durchwärmung der passierten Stellen des Organismus, ohne jede Nervenreizung, herbeigeführt. Hierfür beruht nur die therapeutische Anwendung des Hochfrequenzstromes. Wird die Erwärmung nicht zu hoch gesteigert, so erzielt man eine Temperaturerhöhung, die therapeutisch bei Nerven- und Gelenkkranken verwendbar ist. Ferner werden Zirkulations- und Stoffwechselförderungen, Gelenkerkrankungen (Rheumatismus, Entzündungen), Gicht, Knochenentzündungen, Herz- und Lungenleiden, gonorrhöische Erkrankungen usw. auf diese Weise behandelt. Hochfrequenzströme von sehr hoher Spannung üben aber eine gewebserregende Wirkung aus und sind so geeignet, krankhafte Neubildung, wie Lupus, Flechten und ähnliche Hauterkrankungen, zu zerstören. Zu diesem Zweck läßt man elektrische Funken in einiger Entfernung auf die betreffende Hautpartie überspringen (sogenannte Funkenstrahlung). Man kann ferner den Hochfrequenzstrom aus sehr feinen Spitzen austreten lassen, wodurch eine bedeutende Konzentration der Stromstärke und damit der hohen Wärme auf einen einzigen feinen Punkt erzielt wird. Damit können nun einerseits noch einem operativen Eingriff die Wundoberflächen verschorrt werden, andererseits ist es möglich, mit einer nadelartigen ausgebildeten Elektrode das Gewebe glatt zu durchschneiden, also operativ zu arbeiten, wie mit dem besten Operationsmesser. Es ist dabei bemerkenswert, daß nur die größeren Blutgefäße bluten, während dies bei dem Gewebe infolge des Gerinnens des Blutweißes nicht der Fall ist. Man kann auch durch entsprechend langsames oder schnelles Führen der Nadel die Wundränder entweder frisch halten, um sie nachher durch Naht zu vereinigen, oder sie sofort verschorren. Weiterhin vermag man das erkrankte Gewebe direkt in seinem Saft elektrisch zu kochen, worauf es in irgendeiner Weise entfernt oder von dem gesunden Gewebe von selbst abgelöst wird.

Die Diathermie hat erhöhte praktische Bedeutung dadurch gewonnen, daß man sie mit der Röntgenbehandlung vereinigte. Man fand nämlich, daß die durch Hochfrequenzströme durchwärmten Körperstellen eine besondere Empfindlichkeit für Röntgenstrahlen besitzen. Deshalb wird jetzt in der Röntgentherapie zunächst intensiv durchwärmte, dann mit Röntgenstrahlen bestrahlte und dies wiederholte Wirkung der Behandlung.

Nicht minder wichtig und bedeutsam sind die sogenannten elektrischen Anstichapparate. Ihr Anwendungsgebiet ist ein recht vielfältiges; sie eignen sich gleichermaßen zur Abgabe von Strom in den Formen, wie sie zu Heilzwecken benötigt werden. Im allgemeinen sind sie zur Lieferung von dreierlei Stromarten eingerichtet. Eine wichtige Anwendungsmöglichkeit ist die Galvanokauter. Dieses Verfahren besteht darin, mittels des einfachen galvanischen Stromes einen dünnen Drahtfaden am Ende des zur Operation nötigen Instruments glühend zu machen, worauf dieser zum Öffnen von Abszessen, zum Ausstreifen von Fremdkörpern in Ohr und Nase, zum Abtrennen von Geschwülsten, überhaupt zur Entfernung der verschiedensten Neubildungen dienen kann. Dabei ist das Instrument meist so eingerichtet, daß es dem Arzt gleichzeitig eine Beleuchtung und Vergrößerung der verschiedenen Körperteile möglich macht. Ein ähnliches Instrument, das Rhysolop, gibt z. B. bei Nierenkrankheiten ein genaues Bild über den Zustand jeder Niere. Die Anstichapparate dienen ferner zur Behandlung von Erkrankungen der Nerven, Muskeln, des Rückenmarks, Gehirns usw. Außer diesen direkten Anwendungsmöglichkeiten des elektrischen Stroms lassen die Apparate ferner durch den auf ihnen angebrachten Motorformer elektrische Vibrationsmassage (gegen Magen-, Darm- und Herzkrankheiten, Asthma, rheumatische Beschwerden usw.) zu. Das mit dem gleichen Strom gespeiste sogenannte Bierzellenbad ermöglicht die Elektrizität in den verschiedensten Richtungen durch den menschlichen Körper zu schicken und so heilend zu wirken.

Lange vorher hat man bereits die Lichtstichapparate genannt, elektrische Glühlichtbäder, Bogenlichtbäder, Quecksilberdampflichtbäder, die durch Strahlenwirkung heilen. Sie werden mit Erfolg gegen Haut- und Stoffwechselfunktionen, Gicht, Neuralgien und die verschiedensten anderen Leiden angewendet. Der Augenarzt benutzt in seiner Praxis Elektromagnete, um mit ihnen metallische Fremdkörper, Eisen splitter, aus dem Auge zu entfernen. Auch darf man nicht die vielen Anwendungsmöglichkeiten vergessen, die durch die Umwandlung der elektrischen Energie in mechanische mittels Elektromotoren gegeben sind, z. B. die Bohr- und Fräsmaschinen beim Zahnarzt, oder die Vibrations- und Trockenapparate in der Haut- und Haarpflege.

In der allerjüngsten Zeit werden nach wissenschaftlichen Beobachtungen und Grundrissen konstruierte elektrische Entsetzungsapparate gebaut, die gleichzeitig auch zur Behandlung bei Stoffwechselfunktionen, Muskelschwäche, Schwäche der Bauchdecken nach Entzündungen und Bauchoperationen dienen.

Der Zensor bei der Arbeit.

In England ist die Pressefreiheit nur insoweit unterbunden, als es sich um direkte Kriegsnachrichten handelt. Hier herrscht aber der Zensor unbeschränkt und läßt keine Nachrichten durch, die der englischen Regierung unangenehm sind. Unter obigem Titel veröffentlicht nun die Zeitschrift "Truth" (Wahrheit) die Tätigkeit des Zensors in der folgenden köstlichen Art:

„Der Zensor saß in seinem Bureau, umgeben von jener großen Dunkelheit, die die Belohnung für jene ist, deren Appetit größer ist als ihre Verdauung, und die über Nacht Kämpfe und Schmerzen vergessen, um mit Narkosen und Herzen zu tändeln. Seine Laune war ungewiß; er hatte einen Groll, der nur durch ein unbarmherziges Blutbad an den Adeln und Drähten gestreut werden konnte. Er drückte auf einen Knopf, und ein mühsamer junger Mann trat ins Zimmer.

„Nun, Slopsoley, gib's irgend was Mörderisches und Aufmunternes?“

„Nichts Ermutigendes heute, Sir. In Frankreich gießt der Regen in Strömen herab; alles hat Rheumatismus, und der Schlammer steht so hoch, daß sich niemand bewegen kann. An der Front gibt es nirgends Gummischuhe, Regenmäntel oder Schirme.“

„Na, Gott sei Dank ist es gerade so miserabel für diese verd... Preußen. Was gibt es Neues?“

„Hier ist ein Telegramm, das besagt, die Franzosen unter General Pau haben Elsaß-Lothringen eingenommen — beinahe, und haben unter den Bayern ein fürchterliches Blutbad angerichtet.“

„Na, sieh mal her, Slopsoley, und (das Telegramm lesend) dies sind ja die gleichen Dörfer, die vorige Woche von den Belgiern eingenommen wurden. Laß diese Städte durch einen Bajonettangriff von unseren eigenen Leuten einnehmen und läß so ungefähr 5000 Sachsen. Ja, mache diesmal Sachsen draus, wie haben schon eine Woche lang keine Sachsen getötet. Streich die Franzosen aus, von denen wird überhaupt schon zu viel Wesen gemacht, dem muß ich Einhalt tun.“

„Wer soll denn diesmal das Bajonettieren tun, Sir? Die Hochländer und die Manen haben erst vorigen Montag ihren Anteil bekommen, und die Iren und Walliser sind am Mittwoch herbeigehoben worden. Sir Peter Swizzlehurst, der Kommandant von Guierat, war heute hier und möchte etwas für die Dinbus und Sifis getan sehen. Er sagte, es wäre gut für unser Weltreich.“

„Ein schrecklicher Esel, dieser Sir Peter, aber er und Ritcheener sind Freunde. Vernichte ein sächsisches Armeekorps durch die Sifis, bewaffnet mit Kriegsgewehren oder was sie sonst für Schneiderwerkzeuge gebrauchen, und läge die Sterbeworte ihres Souabdar oder wie sonst sein Titel lauten möge, mit ein. Was für Sterbeworte gebrauchst denn so ein Souabdar, Slopsoley?“

„Ich weiß wirklich nicht, Sir, habe niemals einen gesehen oder eine Sterbepredigt halten hören. Aber wissen Sie, die die unsere Telegramme lesen, wissen davon ebensowenig wie wir.“

„Beim Jupiter, Slopsoley, Du hast wirklich einen schlauen Kopf. Laß mal sehen. Kenne diesen Sir Rajah Souabdar Ram Tankar Nuh. Das klingt doch gewiß orientalisch, meinst Du nicht? Laß ihn sterben zum Himmel erhoben, indem er sagt: „Ich sterbe für das Königreich.“

„Wollen Sie ihn nicht fingen lassen — Gott segne den König? Sie wissen, Sir, das ist doch Sitte. Sie machen es doch in allen Varietés so.“

„Laß ihn fingen, was Du willst, wenn diese schwarzen Perls überhaupt fingen können. Was gibt es Neues in der Gewalttätigkeits-Abteilung?“

„Ich glaube, Sir, die Gewalttätigkeiten sind alle aufgebraucht. Die Sache mit Löwen und mit der Kassebrade in Reims wird mit der Zeit ein bißchen all.“

„Es ist ein guter Stoff, Slopsoley. Halte die Bomben-Attentate im Gange. Töte noch mal 50000 Oesterreicher. Fange eine Revolution in Preussisch-Polen an. Mündige an, daß Amerika dabei ist, Deutschland den Krieg zu erklären. Versenke drei deutsche Dreadnoughts. Laß die Russen eine Stadt mit sieben Konsonanten erobern und nenne es eine krautliche Festung, und wenn Du noch etwas brauchst, laß in der Arme des Aroupringen eine Epidemie und Masern ausbrechen. Ich gehe jetzt rüber nach dem Klub, Slopsoley, um zu frühstücken, höre mich aber nicht, wenn Du nicht wirkliche Neuigkeiten bekommst.“

Der Zensor stand auf, wuschte sich die Stirne und ging aus, um seinen Wagen in Ordnung zu bringen.

Ueberflus.

Von Martin Andersen Meszö.

Aber drüben in der Zukunft dümmerte es, und er ahnte eine neue Zeit, neue Zustände, ahnte sie aber mit der schmerzlichen Erkenntnis, daß er sie nicht erleben, nicht einmal mitkämpfen würde zu ihrer Eroberung. Denn in dem harten Kampf, wo es nicht länger auf Ideen, sondern auf ihre Verwirklichung ankam, taugten die älteren nicht, deren Wurzeln trotz allem tief in der Tradition steckten, und auch die jungen nicht, die geborene Zweifler waren.

Durchgehends war die Gesellschaft wie Vater und Sohn, die einander scharf gegenüberstanden, ein jeder mit seinem Evangelium, dem alten und dem neuen. Aber in ihrer Lebensweise stimmten die Menschen überein, und der Enkel stand mitten zwischen ihnen und vermochte keinem den Vorzug zu geben, zweifelte vielmehr an beiden.

Gemeinsam war genug gearbeitet worden, noch blieb übrig, selbständig über jede Einzelheit nachzudenken — und in Uebereinstimmung damit zu handeln. So oft er aber eine Frage gegenüberstand, mit der er sich früher nicht beschäftigt hatte, fühlte er allzu deutlich, wie bequem und verlockend es war, zu einer von diesen beiden Auffassungen überzugehen, am leichtesten zu der oppositionellen, etwas schwerer zu der alten, autorisierten. Aber beide waren unbefriedigend und sahen die Frage ungelöst an, und eine persönliche Auffassung mußte er in sich herborarbeiten, als wäre es ein Stück Unnatur, er mußte sie mühsam Stück für Stück zusammenflauen. Und wenn sie dann da stand, ausreichend und richtig, dann war sie edig und unharmonisch, kost eine Mißgeburt, die an alles und alle anstieß.

Manchmal kam es ihm wie eine unerträgliche Bürde vor, alle diese Ueberlieferungen zu schleppen — der einen letzten wie der vielen vorhergehenden Generationen. Ungehore Müdigkeit überwältigte ihn, und er war empört darüber, daß die Gewohnheiten und Verpflichtungen der Menschen sich wie ein Alp gerade auf ihn legten, der nichts austrichten konnte, während zu viele seiner Altersgenossen die Sorglosigkeit auf ihr Programm gesetzt hatten. Dann machte er sich nicht einmal etwas daraus, handelte einzugreifen, sondern wünschte sich an die Stelle des Arbeiters, der sich schweißig und matt zur Nachtzeit nach Hause schleppte, froh und schnarchte und wieder aufwachte, ohne einen menschlichen Gedanken oder eine

hierische Schnujdt, derart erschläft, daß alles ihm als Frondienst erschien. So ganz außerhalb alles Menschlichen wollte er dann stehen.

In solchen Augenblicken war der Umgang mit Tage das einzige, was ihn aufrechterhalten konnte.

Fast eine ganze Woche hatte er Tage nun nicht zu sehen bekommen; und eines Tages, als er besonders schlechter Laune war, beschloß er endlich, ihn in seinem Hause aufzusuchen.

Der Entschluß wirkte anregend auf ihn, und er beeilte sich, vom Spaziergang nach Hause zu kommen, um ihn anzusprechen.

Während er hinausgehen wollte, steckte seine Wirtin den Kopf zur Tür hinaus und sagte lachend:

„Nehmen Sie sich in acht, Herr Bauer, es ist eine Ueberladung für Sie da.“

„Ist Besuch gekommen?“

„Nein, bloß ein neues Paket. Sie haben wirklich Glück, das muß ich sagen.“

„Wer in aller Welt verfolgt mich denn mit diesen Paketen? Kammen Sie den Boten nicht?“

„Ein Junge hat es gebracht, aber er wußte nichts. Es ist gewiß eine vornehme Dame, die ihren Namen nicht beizulegen magt. Wir werden's ja sehen.“ Sie sah ganz vergnügt aus bei diesem Gedanken.

„Ist es ein gelber Strauß?“

„Sie nichte: „Eine große gelbe Georgine in der Mitte.“

„Hören Sie mal, es ist doch wohl nicht Fräulein Else? Hat die etwa den glücklichen Einfall bekommen, ihre stimmten Gefühle für mich durch die Blumentropfen zu verdelmetzen?“

„Dann müßte Sie Ihnen schon etwas Unangenehmes haben sagen wollen, denn sie kann gelb nicht leiden.“

„Dann ist sie es bestimmt,“ sagte Bauer und ging hinauf. „So einem Blumen schenken...“ hörte er Else aus der Stube sagen.

Er sollte es offenbar hören; und es gelang ihr auch, ihn für eine Weile ärgertlich zu stimmen. Aber beim Anblick des Paketts lehnte seine gute Laune zurück. Obwohl er überlegen tat und sich über die plump zusammengestellten Gartenblumen lustig machte, empfand er doch eine gewisse Befriedigung.

Er ging hinunter und setzte sich an den Mittagstisch.

„Wie sieht so e i n e r aus?“ fragte er das junge Mädchen.

Sie antwortete nicht, sondern wendete sich ab und lachte; es war offenbar der Teufel des Luftruhes in sie gefahren.

Seine Lippen wurden scharf: „Ich will so entgegenkommend sein zugeben, daß so e i n e r auf niemand anders

passen kann als auf mich. Aber wie muß ich denn sein, um nicht so e i n e r zu heißen? Sie müssen wirklich antworten; es liegt mir sehr daran, in Ihren Augen nicht so e i n e r zu sein.“ Er verzerrte den Mund höhnisch, so oft er die beiden Worte wiederholte.

Fräulein Else zuckte bloß geringschädig mit der Oberlippe.

Er lachte gezwungen: „Es ist meine eigene Schuld, wenn ich keine Antwort bekomme. Ich habe verkehrt gefragt. Ich meinte nicht: Wie man sein soll, — denn das hieße unabweislich zu viel voraussetzen. Aber wie soll man denn aussehen?“

„Doch nicht wie Sie,“ erwiderte sie abgewandt.

Die Mutter lachte.

„Nein, das geht beinahe aus dem hervor, was Sie bereits angeführt haben. — Man soll dickbädrig und rotbädrig und hinreichend dumm sein, viele Kilo wiegen und Sie entzückt anstarren können, nicht?“

„Und am liebsten nicht gar so mürrisch gegen sie sein, wie Sie es sind,“ sagte die Mutter ernst. „Ich habe es schon so oft gesagt, Sie sollten wirklich etwas blutreinigenden Tee versuchen.“

Bauer lachte hell auf: „Sie sind ja geradezu entzündend boshaft. Ich glaube, das steckt an. Aber wissen Sie was, ein genügendes Quantum Dummheit würde sicherer wirken als Ihr blutreinigender Tee. Man sollte nicht denken können; man flucht sich an so vielen zornig.“

„So, Sie sollten es sich abgewöhnen, immer so viel zu grübeln. Man kann sich doch ebenso gut an den Dingen erfreuen, wie sie sind.“

„Goldene Worte im Munde der Unmündigen,“ sagte er und wünschte Gelegene Mahlzeit. Er verbogte sich ironisch vor Fräulein Else und ging hinauf.

Ganz recht: die Dinge nehmen, wie sie waren; zu dem Resultat war ja auch er gelangt. Aber für sie lag es auf der Hand und bedeutete Freude; er mußte durch Verzweiflung und Gram dazu kommen, und für ihn bedeutete es Resignation. Die Dinge zu nehmen, wie sie waren, war für ihn zu einer ganzen Lebensanschauung geworden, aber dahinter lag sein ganzes Wesen und sträubte sich und wollte mit Gewalt und Macht anders sein.

Er betrachtete den Strauß, roß daran, suchte wie gewöhnlich nach einer Karte, fand aber keine. Dieselbe Hand wie immer hatte ihn zusammengestellt, da war die große gelbe Blume in der Mitte. Aber wer? Wer? War sie jung? War sie hübsch? Vielleicht üppig? Oder groß und schlank? Er liebte das Große, Schlank — konnte aber übrigens auch das

Ueppige gut leiden.

(Fortf. folgt.)

Die Industrie der Abfallstoffe.

In vielen Städten werden heute die Abfälle der Haushaltungen gesammelt und für die Zwecke der Tierfütterung nutzbar gemacht. Schon längst hat man aber in der Industrie den Wert der Abfälle schätzen gelernt. Hier zwang schon der teilweise sehr beträchtliche Umfang der Abfälle zu einer gewinnbringenden Weiterverarbeitung. So ergeben z. B. 100 Kilogramm Stahlabfall nur 90 Kilogramm Nähhäute, 100 Kilogramm Hobsaumwolle nur 70 bis 80 Kilogramm Garn, 100 Kilogramm Glaspfengel nur 9 bis 15 Kilogramm spinnbaren Glas.

Wohl das glänzendste Beispiel einer „Abfallindustrie“ stellt die Verarbeitung des Steinkohlenteers dar. Früher ein lästiges bei der Destillation der Steinkohlen sich ergebendes Nebenprodukt, für das man nur mühsam genügend Abnehmer fand, bildet der Teer heute die Grundlage einer Anzahl blühender Industrien. Aus ihm gewinnt der Chemiker nicht nur die leuchtende Bräut der Teerfarbstoffe hervor, sondern auch eine Reihe wertvoller Heilmittel; ferner liefert der Teer Schmieröle, Brennstoffe und Pech. Der Auswertung des Teers verdankt die chemische Industrie Deutschlands zum großen Teil ihre führende Stellung in der Welt. Eine wichtige Rolle spielt die Abfallverwertung ferner auf den Hüttenwerken. In unheimlichen Massen türmen sich bei diesen früher die Schmelzen zu mächtigen Bergen und Halde auf. Heute findet das scheinbar zu unnütze Material die vielseitigste Verwertung. Man verwertet die Schmelzen zur Herstellung von Nahrungsmitteln und Pflanzstoffen, von Korkel und Zement. Wird durch die geschmolzene Schlacke ein Dampfstrahl oder komprimierte Luft geleitet, so entsteht ein poröses Gebilde, die sogen. Schlackewolle, die sich als Wärmeschutzmittel für Dampfleitungen, Glöhdämpfe und dgl. bestens bewährt hat. Die phosphorreiche Thomaschlacke liefert gemahlen ein wertvolles Düngemittel, das Thomasmehl. Die Abfälle der Hüttenwerke, die man früher ungenutzt in die Luft entweichen ließ, werden neuerdings aufgefangen und, so weit sie brennbar sind, zum Betrieb von Gasmotoren herangezogen, die schweflige Säure dagegen, die ehemals eine Plage für die Umgebung bildete, wird heute fast durchgängig auf Schwefelsäure weiterverarbeitet. Kohlenkies und Schmelzen, zwei in der ursprünglichen Form wenig beachtete Abfallstoffe, erlangen durch die Verfeinerung eine zweckmäßige Umformung und Verwertigung.

Ein sehr gesuchtes Altmaterial sind die Weichblechabfälle und die Konfektendübeln. Zunächst wird aus ihnen auf elektrochemischem Wege das Zinn wiedergewonnen; die entzinneten Blechabfälle finden bei der Stahlerzeugung Verwendung. Auch die Fabrikation der Fischentörte hat eine Abfallindustrie gezögert, die Vinoleumindustrie, deren Rohmaterial bekanntlich Korbabfälle sind. Als ein weiterer Industriezweig, in dem die Abfallverwertung eine hohe Bedeutung erlangt hat, sei schließlich noch die Wollindustrie erwähnt. In den Wollwäschereien wird heute den Wollschaffern nicht nur die Seife wieder entzogen, sondern man gewinnt aus letzteren auch beträchtliche Mengen von Pottasche und vor allem das wertvolle Wolffett, das Lanolin. Aus wollebenen Lumpen fertigt man die sogenannte „Kunstwolle“ oder Shoddy, ein zwar weniger haltbares, immerhin in vielen Fällen brauchbares Produkt, das gegenwärtig wohl größere Bedeutung erlangen dürfte.

Das Wachstum der westeuropäischen Völker.

Der Begriff „westeuropäische Völker“ ist in einer vor einiger Zeit erschienenen umfangreichen literarischen Arbeit, die das Wachstum dieser Völker in den letzten drei Jahrhunderten des vorigen Jahrhunderts untersucht, etwas weiter gefaßt als gewöhnlich. Es sind darin sechzehn Länder der Erde behandelt, wobei die britischen Inseln als drei Länder (England, Schottland, Irland) gezählt werden, aber auch Skandinavien, Dänemark und Finnland, das westliche Österreich, die Schweiz und Italien mit behandelt sind. Das Wachstum des westlichen Europa in dem so bezeichneten Umfang hat vom Jahre 1870 bis 1900 beinahe 25 Proz. betragen, indem die Bevölkerungsziffer in runden Zahlen von 192 auf 239 Millionen gestiegen ist. Bei den einzelnen Staaten aber stellt sich das Wachstum sehr verschieden dar. Den größten Aufschwung in dieser Hinsicht hat Finnland genommen, dessen Bevölkerung sich in der angegebenen Zeit um so mehr als die Hälfte vermehrte. Die nächste Stelle nehmen das eigentliche England und Holland ein mit einer Steigerung der Volkszahl um 42 Proz. An dritter Stelle steht Deutschland mit 38,1 Proz., dann Dänemark mit 36,1 Proz. Ein Wachstum zwischen 20 und 30 Proz. haben Schweden und Norwegen, das westliche Österreich, die Schweiz, Italien und Portugal aufzuweisen gehabt. Weit rückständiger im Vergleich zu dem Wachstum dieser Staaten sind Spanien mit einer Vermehrung von nur 12,8 und Frankreich mit einer solchen von nur 6 Proz. Ganz außerordentlich des Vergleichs aber steht Irland, wo in jenen 30 Jahren die Bevölkerung sogar um 17,6 Proz. abgenommen hat.

Von besonderem Interesse ist die weitere Untersuchung über die Verluste der einzelnen Nationen durch Auswanderung. Diese lassen sich einfach aus dem Unterschied berechnen, der die tatsächliche, durch Volkszählung ermittelte Differenz gegenüber der Zahl ergibt, die sich aus dem Ueberfluß der Geburten über die Todesfälle herausstellt. Irland zum Beispiel hat einen jährlichen Geburtenüberschuß von ungefähr 6 auf das Tausend der Bevölkerung. Da nun aber die Volkszählungen trotzdem eine Abnahme der Bevölkerung um 6% auf Tausend nachgewiesen haben, so müssen 12 von jedem Tausend der Bewohner Irlands ausgewandert sein. Steines der anderen Länder hat eine annähernd ebenso hohe Verlustziffer aufzuweisen. Am stärksten ist sie danach bei Norwegen mit 5,4, bei Schweden mit 4,7. Verhältnismäßig hoch steht sie auch bei Schottland, Japan, Portugal und Dänemark. Für Deutschland beträgt sie 17 auf das Tausend. Eine Stollung für sich nimmt in dieser Hinsicht Frankreich ein, wo die Auswanderung die Auswanderung überwiegt. Der Geburtenüberschuß beträgt in Frankreich nämlich nur 1,4 die Zunahme der Bevölkerung nach der Volkszählung aber 1,9 auf Tausend. Ein anderer Teil der Arbeit bezieht sich auf die Geburten- und Sterblichkeitsziffern. Für alle Länder in Westeuropa ohne Ausnahme haben beide abgenommen. Die Verminderung der Sterblichkeit ist in Holland am bedeutendsten gewesen, demnach in der Schweiz und Italien, dann in Deutschland. In weiten Abständen folgen Belgien, England, Schottland, das westliche Österreich, Finnland, Dänemark und Schweden. Noch weniger Erfolg hat Frankreich in der Bekämpfung der Sterblichkeit aufzuweisen gehabt. Die Geburtenzahl ist am stärksten in England gesunken, und bedenkliche Abnahmen haben auch Irland, Finnland, Frankreich, Schottland und Holland aufzuweisen. Unter den Großstaaten steht Deutschland in dieser Hinsicht noch immer am günstigsten.

Theater.

Kleines Theater: „Der kategorische Imperativ“. Lustspiel von Bauerfeld. Der Wiener Lustspielmacher Bauerfeld, der namentlich in den dreißiger und vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine umfangreiche Produktivität entfaltete, galt als bedeutendster Vertreter des deutschen, an französische Vorbilder angelehnten Gesellschafts- und Konversationsstücks. Ohne jene Künste des verwickelten Intrigenstücks, in denen die Scribende Komödie glänzte, teilte er mit diesem die Vorliebe für die Salons, verstand er sich darauf, schattenhafte Herren und Damen sich in einem geschlossenen liebenswürdigen Plauderton unterhalten zu lassen. Man ist fester zum Glück in allgemeinen andruckschwerer geworden. Aber die häßliche Aufführung des Kleinen Theaters hatte die beschriebenen Reize des gewählten Lustspiels doch so weit blank gewaschen, daß man dem längelnden Neuentwurf der Einfälle mit einer Art kurzweiligen Neugier folgen konnte.

Der Titel „Der kategorische Imperativ“ spannt die Erwartung. Die berühmte Grundformel von Immanuel Kant, daß jeder nach Grundgesetzen handeln solle, die er als allgemeine Gesetze des Handelns aller würde wollen können, vor allem aber seine Lehre, daß der Mensch dessen, was man in dieser Weise wollen könne, rein durch Vernunft, nicht durch gesellschaftliche Nützlichkeitsbegründungen gegeben sei, teilt das Geistesbild vieler philosophischen Doktrinen. In ihre Konsequenzen ausgeprochen, bedrohen sie den gesunden Menschenverstand mit tolen Vergewaltigungen. Man braucht, um Beispiele dafür zu finden, nur Kants eigene „Metaphysik der Sitten“ durchzulesen, wo unter anderem metaphysisch deduziert wird, daß laut Anweisung des kategorischen Imperativs eine Frau ihr Haar nicht verkaufen dürfe, daß es in keinem Fall ein Recht zum Selbstmord gäbe usw. Das Aufeinanderstoßen solcher von einem obersten Prinzip abgeleiteter Gebote mit der lebendigen Wirklichkeit böte auch für humoristische Behandlung sicher reichen Stoff. Man denke an die ironischen Väter, die in Jffens „Wildente“ auf den weltfremden Weltverbesserer Gregor Berle fallen. Bei Bauerfeld findet man nicht einmal schwächste Andeutung nach dieser Richtung. Der kategorische Imperativ hat weder mit der Handlung noch der Charakteristik hier irgend was zu tun. Er funktioniert als bloßes eingefädeltes Stichwort. Jener Widerspruch von Theorie und Praxis wird in der Komödie garnicht dargestellt.

Der blonde Burich mit der Devise figuriert im Stücke einfach als verträumter Junge, der durch seine einfältige Darmlosigkeit die Kunst zweier aristokratischen Damen gewinnt, um dann als neugeborener Professor die eine heimzuführen. Als ein demokratisch angehauchter Burichsdiener nach Wien verlagert, wird er in die hohen Kreise des Ergründnisses der Freiheitskriege verpflanzenden Wiener Kongresses eingeführt, als seltsames Kuriosum gewürdigt und befördert. Sogar der Herr Baron, der mit leidenschaftlichen Raststätten ganz intim verkehrt und im Bewußtsein der gesellschaftlichen Bedeutung seiner Millionen von sich selber nur in dritter Person spricht — gemeint ist Rothschild — zieht ihn baldvoll ins Gespräch. Hier und da erheben kleine satirische Stichleiten auf diplomatische Scherzungen und frivole Günstlingswirtschaft; zwischen Galanterien hört man auch von großen Dingen, von Napoleons Rückkehr aus Elba, der Schlacht von Waterloo; um schließlich, wie es sich gehört, an dem idyllischen Ufer der Verlobnisse zu landen.

Den treuerzigen von des Gedankens Blöße nur mäßig angegriffenen Kategoriker verkörpert Herr Wildt mit glücklichem Gehagen. Frau Altmann-Hall und Fräulein Scheurig nähern sich anmutig, temperamentvoll der beiden Damen, der überlegenen Herrin und des nativen Beschämlichens an. Herr Rodegg war ein stolzer Offizier und Lugu Vid in seiner königlich erhabenen Rude ein sehr anmutiger Rothschild.

Kleines Feuilleton.

Die Baumopfer des Krieges.

Ein melancholisches Stimmungsbild über den vernichteten Waldstand der Umgegend von Paris gibt das Journal des Débats: „Man dürfen wir wieder in das „Bois“, und die Pariser nehmen ihre althergebrachten Spaziergänge von neuem auf. Aber ach! Was sie zuerst sehen, das sind die leeren Wälder, wo früher Bäume waren, die nun dem Kriege zum Opfer gefallen sind. Keine reizenden Baumgruppen mehr, deren anmutige Silhouetten gegen den Himmel stand, sondern der kahle, leere Boden, und wo meine Lieblingsplatane standen, ist ein Loch in der Landschaft. Man tröstet uns, indem man uns sagt, man werde große, schöne Bäume auf Wagen hierher bringen und in der Erde empflanzen, jedoch wir den Unterschied kaum merken werden. Man erhebt Bäume wie Pflanze, aber es ist nicht das Nötige. Wo all diese schönen Bäume fallen müßten im vorigen Herbst, da man die Besetzung von Paris schon in drohender Nähe sah, hatte man Eile. Art und Säge arbeiteten zu langsam. Da wurde einfach ein Loch in den Baum gehohlet, eine Dynamitpatrone hineingesteckt und — ha! da nicht gesehen — floz der Waldstiel, der hier so lange friedlich gehaust, in die Luft. Heilige Wärme, ihr Kinder der Erde, zu denen der antike Mensch betete, was kammert sich der Krieg um euch und euren stillen Frieden! Diese Bäume, die sich im grünen Kranz um die Festungen ziehen, erzählen auch eine Kriegsgeschichte, die ja überhaupt dem Antik eines Landes so hart einverwurzelt ist. Es gab in Nordost noch kleine besetzte Städte seit Bourbon her, die kein Feind seitdem bedroht hatte. Die Festungswälle waren im Laufe der Jahrhunderte zu einem einzigen schönen Park geworden, in dem die Militärmusik am Sonntag spielte. Die Sonne lag in dem grünen Laub, und die Kinder spielten unter den alten Linden ihre alten Spiele. Zwischen den Zweigen leuchtete das Rasengrün der Wälder und die moosige Decke auf den Mauern. Die weiche warme Hand des Friedens hatte ihr freundliches Kleid über diese Werke des Krieges gehreitet. Diese Wälder der alten Festungswälle im Norden Frankreichs ist nun dahin. Der Krieg hat die alten Bäume vernichtet, so wie er es mit ihnen im Bois tat. Man konnte früher an dem Fehlen dieses Baumstandes auf den Festungswällen der Städte den Marsch der deutschen Armeen 1870 feststellen. Nun sind sie alle, die kleinen Festungen, kurzrig gleich und einformig geworden. Der ganze Norden Frankreichs hat in diesem Kriege seinen Schmuck von alten Bäumen verloren. Rauch und Kohl regen die Mauern auf, und auf lange hin wird sie dahin sein, die Wälder dieser Festungswälle im Baumstandes und Rasengrün, da die Kinder im Sonnenschein spielten und die Bürger bei heller Militärmusik behaglich auf und ab promenierten. . .“

Das Deutschtum in Kanada.

Unter allen Kolonien Englands gilt Kanada in diesen schweren Zeiten, die über das Mutterland hereingebrochen sind, als das langsamste und blühendste Kind. „Englands Krieg ist Kanadas Krieg“, versichert die kanadische Regierung immerfort und kann sich an Unterstützungsbereitschaften gar nicht genug tun. Daß aber auch hierin die Stimmung für England nicht ganz einmütig ist, geht aus einem interessanten Bericht hervor, den die „Times“ aus Toronto erhält und der sich mit dem Deutschtum in Kanada beschäftigt. Nach der Volkszählung von 1911 gibt es 521 877 Deutsche und Oesterreicher in Kanada, die sich auf die einzelnen Provinzen folgendermaßen verteilen: in Ontario leben 192 320 Deutsche und 11 771 Oesterreicher, in Saskatchewan 68 625 Deutsche und 41 661 Oesterreicher, in Nova Scotia 55 544 Deutsche und 1050 Oesterreicher, in Alberta 28 882 Deutsche und 26 427 Oesterreicher, in Manitoba 34 590 Deutsche und 39 665 Oesterreicher, in British Columbia 11 880 Deutsche und 7015 Oesterreicher und in Quebec 6145 Deutsche und 1289 Oesterreicher. Diese Deutschen und deutschfreundlichen Elemente haben nun von Anfang an sich gegen die Haltung der Regierung gewendet; in Ontario hielten sogar deutsche Geisliche flammende Reden, in denen sie die Leute zum offenen Kampf gegen die englisch gestimmten Elemente aufforderten. Deutschfreundliche Zeitungen und Zeitschriften fanden weite Verbreitung, und die Strömung schien gefährlich zu werden. Die kanadische Regierung hat nun sehr strenge Maßregeln ergriffen; die deutschen Zeitungen in den westlichen Provinzen wurden unterdrückt und nur solche amerikanischen Blätter zugelassen, die durchaus auf Englands standen. So konnte die Bewegung nicht an Ausbreitung gewinnen. Daß sie aber noch nicht erloschen ist, sondern sich jetzt wieder mehr regt, muß der Berichterstatter der „Times“ in seinem Brief vom 18. Januar angeben, und er schreibt dies neue Aufflammern des deutschfreundlichen Geistes deutschen Agenten zu, die im Auftrage ihrer Regierung tätig seien und die ja die Engländer heute hokannlich überall wittern, bei sich selbst ja Hause ebenso wie in Indien oder der Türkei. Diese deutsche Bewegung ist besonders einflußreich in den westlichen Provinzen, aber auch in Ontario, New Brunswick und Nova Scotia macht sie sich bemerkbar. Man häßelt bereits von offenen Demonstrationen in verschiedenen Städten, und die herrliche Polizei ist bekräftigt worden. Die Konart des ganzen Briefes ist durchaus nicht mehr so sicher und zuversichtlich wie zu Anfang. Im übrigen wird berichtet, daß in British Columbia keine Vegetierung für das

Bündnis mit Japan herrscht; die Teilnahme Japans am Kriege als Bundesgenossen Großbritanniens werde die Haltung von British Columbia gegen die asiatische Einwanderung nicht verändern können, und Hindus und Japaner seien so verhasst wie früher.

Erfrierungen im Felde.

Der Königsberger Professor Friedrich, beratender Chirurg des ersten ostpreussischen Armeekorps, berichtet in der Münchener Medizinischen Wochenschrift über die praktischen Erfahrungen, die er bei der Behandlung und Verhütung von Erfrierungen unserer in Feldes stehenden Truppen gemacht hat. Vorweg sei bemerkt, daß erfrieren sehr wenig schwere Erfrierungen bei seinem Armeekorps beobachtet worden sind; unter mehr als 5000 Verwundeten, die während der kalten Monate (November, Dezember) in die Lazarettbehandlung aufgenommen wurden, befanden sich nach nicht 80, und auch diese waren fast ausnahmslos erloschen und zweiten Grades. Eine Amputation ist in keinem einzigen Falle nötig gewesen, überhaupt soll ein operativer Eingriff, wie z. B. mit Nachdruck betont, nicht überflüssig werden. Unter den Verhütungsmagnahmen spielt die erste Rolle warme aber locker liegende Fußbekleidung. Vielfach legten die Leute Strümpfe und Fußlappen in dieser Schicht an, um so dieser, je kälter es war. Diese dicken Fußlappen waren durch Schweiß, Schmutz, Regenwasser zu einer dicken festen Masse zusammengepresst, die beim Wechsel von Feuchtigkeit und Trockenheit presst und schließlich auf die Hautwirkung wirkt. Die Truppenärzte müssen in Verbindung mit den Truppenoffizieren energisch solcher Einwirkung der Füße entgegenzutreten. Am besten wäre es, wenn für die Sorge getragen werden könnte, daß jeder Soldat täglich einmal oder mindestens alle zwei bis drei Tage das Schuhzeug wechselt und auch die Strümpfe oder Fußlappen auszuwechseln Gelegenheit hätte, womöglich sie auch zu trocknen oder gar zu erneuern. Auch das lange Gehen oder Anehen des einzelnen Mannes muß, soweit die Verhältnisse es zulassen, vermieden werden, weil hierbei durch die Anziehung der Gefäße zirkulatorischen Störungen leicht Vorhanden geleitet wird. Wenn eine gewisse Reinhaltung der Hände und Füße durchgeführt werden kann, so schützt das nachherige Einreiben mit Fett und Öl die Gliedmaßen sehr gut gegen die Einwirkung von Kälte.

Ein englisches Lob der deutschen Lazarette.

Unsere Feinde, die beispiellose Schmähungen auf unser Land und unsere Kultur gehäuft haben, müssen, soweit sie einen Einblick in unsere Kriegseinrichtungen erhalten, doch widerwillig die unübertreffliche Organisation der deutschen Lazarette anerkennen. Die „Daily Mail“, das berühmteste englische Heftblatt, hat einen „neutralen Sonderberichterstatter“ nach Deutschland geschickt, und dieser schildert nun seine Eindrücke von „Deutschland von innen“ in einer Reihe von Aufsätzen, auf die bereits des öfteren hingewiesen wurde. Der neueste seiner Berichte ist ein einziges hohes Loblied auf die deutschen Lazarette. Er betont die große Anzahl von Krankenhäusern, die in musterhafter Weise zur Pflege der Verwundeten eingerichtet wurden, und fährt dann fort: „Neben der Allgegenwart dieser Kriegslazarette muß man die nicht zu übersehende Sorglosigkeit der meisten von ihnen bewundern. In Oxyphenone besuchte ich ein Krankenhaus, das bis zum Dach mit verwundeten deutschen und russischen Soldaten gefüllt war, und das als vorbildliches Muster für jede Stadt der Welt gelten kann. Noch im Sommer war es ein Schulgebäude. Nach Ausbruch des Krieges war es in ein Lazarett umgewandelt worden, das bis auf die geringste Einzelheit vollkommen ist. Das ganze Obergeschoß war russischen Verwundeten eingeräumt und unter der Aufsicht eines gefangenen russischen Arztes. Ich unterhalte mich mit ihm in deutscher Sprache. Er erklärte mir, daß er und seine Kranken Untergebenen empfinden von der Menschlichkeit und Güte der Behandlung, von den Erleichterungen, die ihnen von den Siegern gewährt wurden. Die Deutschen leisten Großartiges in der erkrankten Fürsorge für die verwundeten Gefangenen. Mir wurde das von allen Seiten bestätigt, und in zahlreichen Fällen konnte ich mit meinen eigenen Augen und Ohren mich davon überzeugen, daß verlegte französische, englische und belgische Soldaten dieselbe auferstehende und wirksame Pflege erhielten wie jeder deutsche. Im Rheinland kam ich einmal zufällig durch einen großen Saal in einem Militärhospital. Ich hörte im Vorbeigehen einen französischen Soldaten bitterlich klagen und weinen, weil er glaubte, daß er sterben müsse. Da sah ich, wie ein deutscher Doktor an sein Bett kam, den Kloupiou zärtlich um die Schultern faßte und liebevoll zu ihm sagte, wie wenn er zu einem Bruder spräche: „Sei guten Muts, mein Junge! Ich gebe Dir mein Ehrenwort, daß Du wieder gesund wirst.“ Der Geist der Güte und Menschlichkeit, der diesen Arzt besetzte, ist allgemein in den deutschen Krankenhäusern unter dem ganzen Pflegepersonal, und besonders rührend sind die Krankenwachen. Jede dieser Schwestern ist ein Engel an Barmherzigkeit; jede ist die personifizierte Unerschrockenheit und Güte, und jede vertritt ihren Beruf von Grund aus. Der Grundlag der Menschlichkeit und Grundsätzlichkeit, der in jeder Einzelheit der deutschen Kriegsmaschine zum Ausdruck kommt, hat von den Militärhospitalen jene Scharen weiblicher Freiwilliger ferngehalten, deren einzige Empfehlung in ihrem guten Willen besteht. Es genügt nicht, wenn eine Krankenschwester sich betätigen will; sie muß die Pflege sehr genau gelernt haben und all die schweren traurigen Pflichten im Kriegskrankenhaus gut ausführen können.“

Notizen.

— Bühnenchronik. Friedrich Schiller hat dem Lesing-Theater den Rücken gekehrt. Brahms alte Garde ist nun bald bis auf den letzten Rest zerbrochen.
— Salastheater am Zoo. Mehrere Kämer haben hier eine Art Operette, ursprünglich vielleicht ein ganz friedliches Madam, erbarmungslos dem Kriege angepaßt. „Mutiagen hat's Wort!“ heißt die Affäre. An den üblichen Produkten dieses Genres gemessen, ist sie kurzatmig kumpfförmig, und das sagt alle. Die tragische Idee ist die, daß die Frau eines wackelnden Kolonialwarenhändlers das Geschäft in die Höhe bringt. Das alles wäre aber kein Fehler, wenn nur soviel gegeben würde, daß einige sehr wesentliche Darsteller zur Wirkung kämen. Aber selbst Karl Gehner überwiegt nur in einigen Szenen; da allerdings mit dem vollen Glanze seiner ionischen Reiterkraft. Frau Müller-Binde hat überhaupt keine Aufgabe in ihrer Rolle, und das können anderer, wie Paul Otto's Gelächert oder Steffi Margreiter's Stimme, fällt unter den Tisch. r.
— Ein diluvialer Mensch am Oberrhein. Im Juli vorigen Jahres wurde bei Paggerarbeiten in der Nähe von Ludwigshafen ein fossiler Oberkieferknochen entdeckt, der seinem Hundert nach diluvialen Ursprungs war. Eine genauere Untersuchung des Knochens durch Walter Lustig unter Leitung des Anthropologen Professor Alaatisch in Breslau hat die Vermutung bestätigt, daß der Knochen einem Menschen des Diluviums angehört. Solche waren im Oberrheinland bisher unbekannt. Weiter krom-abwärts, in der Nähe von Bonn, im Neandertal ist bekanntlich der berühmte Neandertaler Schädel gefunden worden, der zur Aufstellung und Rekonstruktion der prähistorischen Neandertalrassen geführt hat. Allem Anschein nach gehört der gefundene Oberkieferknochen gleichfalls einem Menschen der Neandertalrassen an.
— Todesfälle. Es ist wieder ein deutscher Literaturhistoriker gestorben: Ludwig Kellerman, der ein Alter von 75 Jahren erreicht hat. Er war mehr Pädagoge als Philologe und listete eine Anzahl Schulausgaben des Sophokles; hauptsächlich aber besaß er sich mit Schiller, von dem er auch eine Gesamtausgabe veranstaltete. — In Hieslole starb die Witwe Arnold Böcklin's, 79 Jahre alt, 14 Jahre nach ihrem Gatten.
— Die Werke Tolstois in Russland verboten. Nach der Moskauer „Nova Reforma“ sind aus Russland Meldungen gekommen, daß die Verbreitung der Werke Tolstois in ganz Russland verboten wird. In der Verordnung werden außerdem noch eine Reihe rechtsphilosophischer, politischer und sozialer Werke angeführt, deren Verbreitung ebenfalls untersagt ist.